



## Fränkische Briefe.

### II.

Liebe Bundesrath!



Ich gehe wohl nicht fehl in der Annahme, daß so mancher Leser meines ersten Briefes etwas beunruhigt den Kopf geschüttelt hat, So mancher Nichtswarte, der hoch gegen uns gleichgültig ist und Ihre meine Zeilen nur gütlich zu Gesicht gekommen sind, und vielleicht auch so mancher Ungläubige unter Euch mag gesagt haben: „In einer Zeit, wo sich eine so wunderbare Bewegung Deutschlands vollzogen hat, wo hinter dem Namen und Begriff Deutschland alles Trennende geschwunden, ausgerechnet in einer solchen Zeit will uns einer von Frontentum reden? Will einer (brennt mit dem Wort) — „will einer Particularismus treiben?“

Particularismus! Die Worte heißt mir schon ein wenig auf, wenn ich dieses schmerzliche Wort zu hören oder zu lesen gewöhnt bin. Ich will nicht daran rufen, daß auch dieser „-ismus“ zu der großen Herde jener lateinisch-griechischen Zwirnschafte gehört, die wir unsern vielgeliebten Vätern, den Engländern verdanken, und auch nicht daran, daß wir jederzeit inthronisirt sind, das Wort in seinen verschiedenen Anwendungen durch gut deutsche Bildungen zu ersetzen. Aber es ist ärgerlich, daß dieses Schlagwort schon so oft überflüssiger Öringelstängel und Verdächtigungs Nüsse durch den Mund von Leuten, welche arg in Verlegenheit gerieten, wenn man von ihnen eine Erklärung des Begriffs Particularismus forderte. Habt Ihr nicht schon Dutzendmal das Ueb vom deutschen Particularismus gehört, der alles Böse verursacht habe, was jemals über unser deutsches Volk gekommen ist? Habt Ihr vielleicht nicht selber dieses Ueb häufig mitgesungen? Und habt Ihr nicht schon Uebe gehört, die mit frommem, Hönigswässern Ueb bestreuten, daß auch im neuen Deutschen Reich „der Particularismus selber immer noch nicht ganz verschwunden sei“? —

Wir wollen dem Wert zu Hilfe rücken. Im Lateinischen heißt particula „das Kleine Teilchen“, particularis ist alles, was sich auf einen solchen kleinen Teil bezieht. Befreiungen, die sich auf den Teil eines Ganzen beziehen, sind Teil- oder Sonderbefreiungen, und Particularismus heißt also „Sondergeiß“. Dieser Sondergeiß kann einer doppelten Artung haben: beruht er auf dem Vorhandensein verschiedener Stämme innerhalb eines größeren Volkes, so ist er ein natürlicher, ein ständiger Sondergeiß; geht er auf das Vorhandensein einzelner Staatsgebilde zurück, so haben wir den politischen Particularismus. Das ist aber zum der Mißbrauch, der mit dem Wert getrieben wird. Ich verstehe aber nicht, wie Wille allerhand Schlimmes, das der politische Particularismus tatsächlich verschuldet hat, dem Stammesondergeiß in die Schuhe schieben will. Wer allem soll der Verfall des alten Deutschen Reiches und das politische Elend unseres Volkes während der letzten Jahrhunderte dieses Reiches der gegenseitigen Abneigung der deutschen Stämme zugeschrieben sein. Wie steht die Sache?

Wenn im alten Deutschen Reich ein König herrschte, so erwählte nicht wie in Frankreich der Kaiser: „Der König ist tot, es lebe der König!“ Der neue deutsche König mußte erst gewählt werden. Das geschah im Anfang durch Vertreter der einzelnen Stämme oder durch die Versammlung aller weltlichen deutschen Stämme. Gleich ein kraftvoller Feld zur Wahl, dessen Persönlichkeiten alle Sonderbegehren gestraute, so konnte es zu so gewaltigen Zusammenkünften kommen, wie sich eine im Jahre 1024 ereignete. Der deutsche Herzog hatte sich damals am „grünen Rheinstrom zwischen Worms und Mainz“ zur Königswahl versammelt:

„Im roten Sieb kamen die Bischöfe  
Die Grafen samt der kaiserlichen Ritterschaft.  
Die Herren, die Öhringen und die Sassen;  
Sie haben sagten die rühmlichen Franken,  
Die Ober- und die Niederherzogen.“

WILHELM.

Und als der Erzbischof von Mainz den Erzbischof, Konrad II., dem deutschen Volk vorstellte, da erhielt „sonnengleich, oft wiederholt der Beschallener“ von Deutschlands Königsstühle . . . Und sie wollten den Strom entlang nach Mainz, wo im erhabenen Thron der König die heilige Weihe der Krone empfing.

Nicht immer war es, blieb es so. Seit der Wahl Rudolfs von Habsburg nahmen jeden Reichstages das Recht der Königswahl für sich in Anspruch. Die Beschränkung der Königswähler auf eine so enge begrenzte Zahl war aber gefährlich für das Reiches Gedeihe und Wohlfahrt. Denn die Kurfürsten besaßen bei jeder Neuwahl ihre Befugnis dazu, für sich und ihre Land Herrliche Vorschläge zu machen. Man nannte die Bedingungen, die der Neuwählende sich gefallen lassen mußte, Wahlkapitulationen. So griffen sie Stück um Stück von des Kaisers Herrschaft ab und ihre eigene Schleppe ward immer länger. Die Kaiser selber suchten, da ihre Kaisermacht immer mehr geschwund, dafür ihre Souveränität desto mehr zu vergrößern und handelten dabei ebenso selbständig wie ihre Wähler. Diese gingen gelegentlich so weit in ihrer Eigenmacht,

daß sie Grund hatten, mit der Wahl eines ausländischen Fürsten zu brechen, wenn der deutsche Kandidat nicht auf alle ihre Forderungen eingehen wollte. Ja sie verhandelten schließlich — der Westfälische Friede gab ihnen das Recht dazu — im Krieg und im Frieden mit Mächten des Auslandes, schloßen mit ihnen offen und geheime Verträge und Bündnisse, galten auch gegen Kaiser und Reich. Die vielen kleinen Staaten, die weltlichen und geistlichen Fürstentümer und freien Städte, in deren buntem Gewimmel sich das Reich aufgelöst hatte, handelten ebenso „national“ wie die großen Reichsfürsten. Das Bedrückung gegen dieses Reich erfüllt, zusammenschlossen galoppt die beiden Freistaatliche Österreich und Preußen die wankende Krone. Ja, Sondergriff hat Karls des Großen herrliche Stiftung gestiftet: es war politischer Particularismus in seiner abstraktesten Gestalt. Aber finden wir in den Jahrhunderten, wo jener langsame Verfall vor sich ging, etwas von dem natürlichen Sondergriff der Eitelkeit wirksam? Daß Gott erbarme! Hatte nicht vielmehr die fortschreitende politische Zerstückelung, hatte nicht vielfach religiöse Spaltung gerade die alten Stammesgebiete auseinander gerissen und ihrem Bewohnern das gewisshafte Stammesgefühl genommen, ohne ihnen dafür deutsches Nationalgefühl zu geben?

Aber da höre ich schon einen sagen: „Das ist's eben! Können nicht die kaufenden Stämme auf ihre Sonderbewußtsein sich so viel zu gute thun, so würde trotz der kleinen Kleinstaaten und der noch störenderen Fürstentümer Deutschland nicht so tief gesunken. Sie hätten sich eben als Deutsche und nur als Deutsche fühlen sollen!“

— — Es war einmal irgendein ein köstliches Tal, bewässert durch seine Fruchtbarkeit wie durch den Reich seiner Bewohner. Darinnen lagen fünf Gemeinden. Die erste hatte ihren Grund und Boden dem Flusse gewidmet; auf ihren Böden webeten die schönsten Leinwandtücher. Auf schwerem, fettem Boden bauten die Bewohner der zweiten Gemeinde von allerley köstlichen Weizen. Die Leute des dritten Ortes hatten vor Jahrhunderten durch unermesslichen Reich ihren Grund zur Gartenstadt umgeschaffen und ihre Gärten gegen die schönsten Blumen und die prächtigsten Blumensträuße. Fruchtbaumgärten trugten sich an Fruchtbaumgärten auf dem hügeligen Gebiet der vierten Gemeinde und bogten sich im Herbst unter dem Segen ihrer reifen Früchte. Und wo endlich der Rand des Tales, der noch Mittag schaute, gar freien Uebens sich erhebt, da gähnt unter dem heißen Sonnenstrahl die edle Kette; die Bewohner der fünften Gemeinde wählten nicht anders, als daß ihre Väter schon immer Winter gewesen seien. So rühmte man denn dieses Tal bald wegen seiner Ackerbauern, bald wegen seiner Viehzucht, bald auch wegen seiner Obstbauern, oder ab seiner Gartenbauern, oder endlich wegen seiner auserlesenen Weine. Da kam nun einmal ein Beschlecht, dem das Erbe der Väter nicht mehr genügte. Jede der fünf Gemeinden glaubte ihrem eigenen Besten und dem Ruhm des Tales zu dienen, wenn sie von man an all das betrieb, was dem Wohlstande des Tales ausmachte. Die Wiesenerbauer arbeiteten einen Teil ihrer Gründe in Weizenboden

aus, ein großes Feld ward mit Obstbäumen bepflanzt, auf einem dritten legten sie Weinlängler an, ein vierter Teil ward gar mit Aebeln bestockt, und war auf dem Rest des Grundes betrieben sie die allernützlichste Viehzucht weiter. Ähnlich taten die andern Gemeinden. Über viele! Schon nach kurzer Zeit ging es in dem Tal nicht mehr recht vorwärts und nach mehreren Jahren war Reichtum und Aebeln fast vergangen. Da traten die Dorfväter aller fünf Gemeinden zu einer Beratung zusammen und es erhob sich einer unter ihnen und sprach: „Wahrlich, wir haben nicht wohl getan, daß wir mehr sein wollten als unser Vater. Wir hätten uns glücklich und froh fühlen sollen beim angekommenen Erbe. Nicht jede Gemeinde von uns kann das sein, was unser ganzes Tal ist. Lassen uns wieder zu unserem Souveränen zurückkehren, und unsere gemeinliche Schmach wird das alle beseitigen, wir aber werden unserem Reichthum wieder gewinnen!“ —

Ihr werth schon, liebe Landesleute, was der Sinn dieses Gleichnisses ist. Ihr wißt, daß ein Hauptauszeichen deutschen Wesens und deutscher Begabung die Vielgestaltigkeit ist. Das deutsche Wesen legt sich aus wunderbarem verschiedenen Sägen zusammen und seine Begabung geht in alle Weiten und in alle Tiefen. Somit wir ein Volk menschlicher Vermittlung, das sich der Deutsche nicht erhebt häme! Über nicht alle Stämme unseres Volkes besitzen alle Gaben gleichmäßig: jeder hat seine besonderen Tugenden und jeder muß wachern mit seinem Stamme. Wollen aber die Nachkömmlinge der einzelnen Stämme nicht sein als Deutsche und einem Stamm angehören, so eben zeigen seiner Vielgestaltigkeit nachdrücklich jenseitigen Ideal nachstreben, so erreichen sie dem deutschen Volk dann ebenso wenig deutschen Zweck wie jene Kolbenknecht ihrer Heimat. Der Franke und der Bair und der Schwabe, der Thüringer und der Sächse; jeder sei sich vor allem des eigenen Stammestums bewußt, pflege die Stammes-tugenden, kämpfe gegen Stammesfehler, ehre das Andenken und das Erbe der Väter und treue dann in der Stunde der Gefahr, juchend und froh durch seine Eigenart, mit den Vorkämpfern dem gemeinlichen Feind entgegen: Schild sei der eine, Speer der andere, Helm der dritte, Schwert der vierte!

Da stehen deutschen Vorkämpfer nicht der jenseitigen Dichter Hermann Ringg je einen Vertreter der vier großen deutschen Stämme seiner Eigenart sich rühmen. Der Sächse spricht sich seiner Kraft und Schicklichkeit, der Schwabe sich die Habe des Viehes und hohen Mut in der Heiligschlacht zu, der Bair rühmt sich seiner Unerschrockenheit und seiner Treue, der Franke seines fröhlichen Sinnes und seiner hochartigen Kraft. Dann aber sprechen sie vereint:

„Nach Ob, Süd, West, Nord hat's wir vier  
Zum Schutz der deutschen Erde,  
Und macht die Wälder Franken,  
Die unser Schwammstämme  
Die von dem Rinde.

Die Fränk' bilden wir nach dem  
Hut mit Mut und Schwamm,  
Und treue die Erde ist's zum Schutz —  
Wir laden ihre Stammes  
Und hat's zusammen!“

Franke, das sei unser Particularismus!

Speyer, im Februar 1915.

Dr. Peter Schneider.



## Vollleben im Speffart<sup>1)</sup>.

Von Guido Hartmann.



ar im Verborgenen, ohne die Farbe und den Schrad, die heute noch in idyllischen Dörfern festliche Umzüge mit malerischem Gepränge spielen, konnte selten und schon die Sätersime zu Ehren. Wo der Bauer und der Waldarbeiter das Dorf besiedeln und die Geschäftigkeit vorwiegend ist, sind auch die alten Bräuche nicht ganz erloschen. Fragend wandert und beharrend forschend, konnte ich manche Überlieferung sammeln, die der Speffarter noch bewahrt, wenn auch die reichere und schönere ursprüngliche Form verloren gegangen ist.

Bei jedem kirchlichen und weltlichen Feste fand der unwürdige Brauch des Walfes nicht allein in den durch die Überigkeit beherrschten Dörfern Gehalte, er suchte vielmehr seinen eigenen Proß und Trauerschmuckungen ungeheuersten Lauf zu lassen.

Das Jahres Weide löst zu beständlichem Besitzen ein. In manchen Dörfern (Kist, Neuhütten Kollbach) ziehen Musikkapellen umher und heißen für ihre lustigen oder heiterlichen Weisen, die sie vor den Häusern der Hauswirthe, vor einzelnen Kühlen und Gehöften aufstimmen, hingehören Uebn ein. In Neuhütten über die Tümpfen für den Schloßer oder Kreuzschraubend die sogenannte „Zulernmusik“. Mit Pfeifen, Koppelbecken, alten Schellen und eiserne einer Pfeife oder Klavierharmonika wandert die absonderliche Kapelle umher, um ihren Kreuzschraubendern würdigen musikalischen Nachdruck zu verleihen. Die Wechte sucht die festliche Scher die Wehrung heimatlicher Mädchen auf. Weist erwie die Musikanten für ihre Schwärmer Uebungen.

Die frommen Brauch, der wohl in wenigen Jahren erloschen sein wird, ist das „Kreuzschraubend“. Was dem Weis, der am Fest des H. Johannes geweiht wurde, und Weis werden kleine, fest runde Mädchen hergestellt. Am Kreuzschraubend müssen die Familienmitglieder drei Geschäfte thun. Sogar unter das Futter des Viehes werden die Mädchenlein geworfen.

<sup>1)</sup> Es ist auch an dieser Stelle empfehlend auf das Werk „Das alte Speffart. Kultur- und Heimatbilder von Guido Hartmann (Verlag von Gehr. Neuner in Bamberg u. W., 2. Aufl., 1911) hinzuweisen, dessen Mitarbeiter Hartmann über in den jüdischen Dörfern vornehmlich der Kreis umhergeführt beschreiben wurde.